



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Für Freunde zeitgenössischer Litteratur

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

tung wohlwollend entgegenkommt. Wir sind gerade heute weiter als je von einer Einheitlichkeit des künstlerischen Geschmacks entfernt.

Daß es auf die Dauer so nicht weiter gehen kann, ist mir seit langer Zeit klar, und ich habe in meiner „künstlerischen Erziehung der deutschen Jugend“ wenigstens den einen Weg zur Entwicklung einer nationalen Kunstblüte näher zu bezeichnen gesucht. Ich halte es in der That für eine der wichtigsten Aufgaben der Erziehung, wenigstens unter den Gebildeten jene Einheitlichkeit des Geschmacks einigermaßen herzustellen, die die Bedingung jeder künstlerischen Blüte ist, und die auch in Frankreich und England, im Gegensatz zu Deutschland, thatsächlich besteht. In diesem Sinne sind die Ausführungen von Reynolds über die Entstehung und Berechtigung des Geschmacks im höchsten Grade beachtenswert. Ein zweites Mittel, diese Aufgabe zu erfüllen, wird die Ausbildung einer empirischen Ästhetik sein, die uns ebenfalls noch fehlt, und deren Mangel sich bei unsern Kunsturtheilen auf Schritt und Tritt geltend macht. Auch für sie enthalten die Reden des englischen Malers wichtiges Material, aber freilich, wie ich nachgewiesen zu haben glaube, ein Material, das nur mit Vorsicht und unter gewissen Einschränkungen benutzt werden darf.



für Freunde zeitgenössischer Litteratur

Sonstmal ist es gut, eine Rezension auch in der Form als das zu geben, was sie eigentlich immer sein sollte, als Bericht über ein Erlebnis. Wenigstens entkleidet man so sein Urtheil von vornherein des olympischen Scheins und bringt vielleicht auch Herren wie die, mit denen ich mich hier beschäftigen will, zu der Überzeugung, daß da nicht gerade einer von der „oberflächlichen, unselbständigen Tageskritik“ rede, über die sie sich empören, auch keiner von jenen „Bünstigen“, die jeden Dichter fein etikettiren und alles, was sich „mit Idealismus und Klassizität nicht zu vertragen scheint, frischweg in den großen und nur mit heimlichem Schaudern betrachteten Kasten werfen,“ auf dem das Wort Realismus neben drei Kreuzen prangt; vielleicht bringt man so auch ihnen den Eindruck bei, der verachtete „Durchschnittsmensch“ sei eben doch ein Mensch und dürfe sich von Zeit zu Zeit auf diese Thatsache besinnen, dürfe mit seinem Durchschnittsgefühl für ordentlichen Stil und seiner Durchschnitts-abneigung gegen hohles und geschmackloses Geschrei in aller Bescheidenheit sagen, wie es ihm manchen litterarischen Erscheinungen gegenüber ums Herz

ist. Also ich erzähle mein Erlebnis und beginne mit der beliebten Formel: Es war.

Es war an einem der letzten Sonntage. Ich hatte die Woche über redlich alle Trivialität und Süßigkeit genossen, die in der Redaktion einer Zeitschrift täglich dem Unglücklichen zufließen, der das Departement des Romans und der Lyrik zu verwalten hat, und setzte mich mit Kaffee und Cigarre in der menschenfreundlichsten Stimmung an den Schreibtisch, um mir das literarische Leben der Gegenwart auch einmal von andern deuten zu lassen. Vor mir lagen von dem zweiten Jahrgang der Neuen literarischen Blätter die fünf ersten Hefte, die mir zur Besprechung zugegangen waren. „Zeitschrift für Freunde zeitgenössischer Litteratur“ — mir gerade recht, denn zu den Freunden unsrer heutigen Litteratur zähle ich mich noch immer, trotz mehrjähriger amtlichen Erfahrungen, die mir wenigstens über die nie versiegende Sündflut des Ungedruckten nicht gerade die beste Meinung und das herzlichste Gefühl eingeflößt haben. „Auflage 10000“ stand in fetter Schrift auf dem Umschlag des ersten Heftes. Das vermehrte mein Interesse. Denn leider hat bei mir der Beruf und die Gesichtspunkte, unter denen ich Tag für Tag arbeiten muß, schon einigermaßen abgefärbt; ich bin, wenn auch kein Anbeter, so doch ein scheuer Bewunderer des Erfolgs, der sich in runden Abonententausendern eben so kurz wie überzeugend darstellen läßt.

Mit gesteigertem Wohlwollen schlug ich denn die Blätter auf, die ein Herr Franziskus Hähnel im Verlag der Kühnmannschen Buchhandlung in Bremen herausgibt, und las und las. Gedichte, leidliche und mittelmäßige, das mittelmäßigste von dem Herausgeber selbst, der das neue Jahr begrüßt, wie es zu den wonnigen Gestaden der Schönheit locken möchte.

Und doch — wer folgte deinem trauten Locken? —
Die Menschenherzen starr, der Sehnsucht bar,
Ich sah sie kalt am Unmuthsherde hocken,
Auch im vergangnen schönheitsreichen Jahr; —
Das Thor geöffniet . . . doch sie starren, stocken —
Das Innre wen'gen nur erschlossen war.
Magst du der Zukunft Morgenrot auch weisen,
Die Menschenherzen wollen fast vereisen.

Auch mir wollte nach dem Lesen dieser Strophe das Herz im Busen „fast vereisen,“ denn ich wurde schmerzlich erinnert an die lyrischen Freuden der Wochenarbeit, und schon zuckte meine Hand nach der Seite, die dem Papierforbe gehört. Doch ich faßte mich. Schön, sagte ich mir, der Herausgeber kann nicht dichten, und da ers nicht kann, sollte ers lieber bleiben lassen; wenn er das aber nicht will — er hat als Herausgeber etwas vom absoluten Herrscher, seine Hand gebietet über manches schöne Ries weißen Papiers, warum also nicht? Vielleicht sind die Besprechungen, die er und seine Freunde

der „zeitgenössischen“ Litteratur angebeihen lassen, um so besser. Ein Schluck Kaffee, einige Züge aus der Cigarre, und ich fuhr fort.

Ich werde nicht leicht vergessen, welche Stufenfolge von Empfindungen in der nächsten Stunde auf mich einströmte. Zunächst beschlich mich etwas wie Beschämung. Der Herausgeber sprach bei einer Gedichtsammlung von dem „lieben“ Kritiker, der sie demnächst ausführlich würdigen würde, und zwei Spalten nachher wurde er von diesem zum Lohn „unser lieber Redakteur“ genannt. Man kann doch immer noch etwas lernen! Welches ideale Verhältnis hier, und welche Kämpfe oft zwischen meinen Mitarbeitern und mir, wenn wir einmal über Geschmack und Stil nicht einer Meinung waren! Sollte ich da nicht eben ein unverträglicher Geselle sein, oder legte am Ende Herr Franziskus Hähnel auf so unwesentliche Dinge wie guten Geschmack und guten Stil weniger Wert als ich? Hinsichtlich des Stils schien er allerdings etwas andre Grundsätze zu befolgen, wenigstens konnte ich einer Reihe von Wendungen, die er gebrauchte und seinen Mitarbeitern durchgehen ließ, nicht ohne weiteres zustimmen. Gleich an der Spitze des ersten Heftes mahnt er, den „lesenden“ Worten des Hausvaters zu lauschen; eine kleine Hausbibliothek ist nach ihm ein Schatz, der niemand in Wolke fehlen sollte, und der auch „nicht unmöglich zu erwerben ist.“ Er wagt die in ihrem Widerspruch schöne Wendung: „lederne Dilettantenraserei,“ er spricht von einem „Segenborn“ und einem „Traumesbild“ und schreibt: „Über (!) seine politischen Ansichten gewährt sein soeben erschienenenes neuestes Werk interessante Einblicke“ — „Mögen die geehrten Leser die Dichter mit mir so begrüßen, als ob wir auf unserm Lebensweg bald hier bald da einem lieben Menschen begegnen (nen!)“ — „Wer von den Verehrern Hauptmanns hatte (!) wohl nicht den Kopf geschüttelt, als die ersten Nachrichten über seine neue Dichtung durch die Presse verbreitet wurden?“ Und Hähnel ist auch gegen seine Mitarbeiter so duldsam, wie ich es leider trotz eifriger Versenkung in Knigges „Umgang mit Menschen“ noch nicht fertig gebracht habe. „Leffingsbuch“ scheint ihm offenbar eine hübsche Bildung, die man nicht verbessern dürfe, und er ist nicht erstaunt über die Unbefangenheit, mit der sich Herr Heinrich Stümcke aus Berlin als *embarras de richesse* hinstellt, wenn er den Reichtum eines Buches an guten Gedichten folgendermaßen klarzumachen sucht: „Parkzene, Gestorben, Psyche, Bacchantin, Konfirmandinnen, ich wäre — die (!) reine *embarras de richesse* — in Verlegenheit, welches (!) ich hier zitiren sollte, selbst wenn unser lieber Redakteur heute noch mehr weißes Papier für mich hätte.“ Und so weiter ohne Grazie in infinitum!

Was also den Stil anlangt, da macht sich Herr Hähnel den Frieden mit seinen Autoren entschieden leichter als ich. Hoffentlich — dachte ich — verhält es sich nicht ebenso mit dem guten Geschmack! Und doch, nach wenigen Minuten konnte ich mich der Einsicht nicht verschließen, daß er auch hier

Opfer bringe, die eigentlich weder seine Mitarbeiter noch seine Leser von ihm verlangen dürften. Er versteht es, den Genuß, den ihm Hauptmanns „Hannele“ bereitet hat, und der nach seinem Geständnis „ein hervorragender“ ist, durch folgende Sätze auch andern mitzuteilen: „In das kahle Zimmer des Armenhauses eines Dorfes, in eine Gruppe verkommener Bettler, wie nur Hauptmanns Feder sie entwerfen kann, tritt der Lehrer Gottwald, auf einem Arme (und was auf dem andern? Eine deutsche Grammatik für Herrn Hähnel?) das vierzehnjährige Hannele, das von einem Waldarbeiter aus dem eisigen Wasser des Dorfsteichs gezogen ward. Hannele hatte vor wenigen Wochen seine Mutter verloren und ward von dem rohen Stiefvater, dem Maurer Mattern, so mißhandelt und zum Betteln ausgesandt, damit er nur im Wirtshaus sitzen konnte, daß Hannele den Wunsch nicht mehr zu unterdrücken vermochte, auch zur Mutter in den Himmel zu gelangen.“ Das nennt Herr Hähnel als „von dem höhern Kunstwert der Dichtung ergriffener Kritiker auf die Schönheiten derselben hinweisen“! Kein Wunder, daß, ermutigt durch dieses leuchtende Beispiel, Ottokar Stauf von der March dem Herausgeber mit Kritiken zu Hilfe eilt wie der folgenden: „Lenzgedichte, patriotisches Bumbum-Madau über »deutsche« Liebe, »deutsche« Treue . . ., darauf frischfröhliche Holdria — holla — hupp — hupp — hupp's nach berühmten Mustern (der modernen Buzenscheibensyrker oder besser: Delyrker), ein paar verhoffene Balladen, endlich das obligate Fiedel-Liedel keuscher Minne.“ Wer kann etwas wider die Macht seiner Vorstellungen? Im ersten Augenblick durchzuckte mich die Ahnung, Herr Ottokar Stauf von der March genieße vielleicht Unterricht im Paukenschlagen oder gar auf der Trommel und habe nach einer solchen Lehrstunde die onomatopoeischen Schönheiten dieser Kunst in seine kritische Thätigkeit mit herübergenommen. In der nächsten Sekunde aber überwog doch der Eindruck, das alles quelle unmittelbar aus der Ursprünglichkeit einer Natur, die noch von keiner Blässe des Geschmacks und des Gedankens angekränkelt ist.

Was so eigenartige Geister ihrer Bewunderung wert finden, dem nachzugehen muß sich lohnen vor allem für den Durchschnittsmenschen, der nach Herrn Erich Bardewiek in Bremen aus sich selbst die modernen Dichter in alle Ewigkeit nicht begreift. Denn unter diesen „gibt es bereits viele, die unbekümmert um das Denken der Durchschnittsmenschen sich unverhüllt so zeigen, wie sie sind: alles verneinende Geister, aber Krafnaturen und Wahrheitsapostel. Daß ihre Lieder in den Herzen der Verfallzeitler auch nur zum kleinsten Teile widervibriren, ist kaum denkbar.“ Ganz niedergedrückt von dem Bewußtsein, eben auch so ein Unverständiger aus der großen Herde zu sein, und doch zugleich erhoben durch die frohe Zuversicht: in diesen Hefen, die hier vor dir liegen, sprechen ja die Sehenden, die dich zum Lichte führen! in solchem Zwiespalt der Gefühle las ich Kritik um Kritik bis zur letzten Seite. Dann setzte

ich mich wissensdurstig hin, um in einem Auszuge die Dichter und ihre Vorzüge festzuhalten, deren Verständnis mir jetzt offenbart war. Da es nun leider der Herdenmenschen so unendlich viele giebt, so ist es vielleicht zu allgemeinem Nuß und Frommen, wenn ich an dieser Stelle mein Exzerpt gleich zugänglich mache, damit die andern der Mühe überhoben sind, sich von den Neuen literarischen Blättern selbst die zeitgenössische Litteratur erklären zu lassen. Ich beginne also.

Detlev von Liliencron. Nach Herrn Franziskus Hähnel der „prächtige,“ dessen Bücher auf dem Tisch einer jeden gebildeten Familie zu finden sein müssen. Nach Herrn Heinrich Stümcke ein Meister der modernen Lyrik, dessen Poesien, obgleich er erst Mitte der dreißiger Jahre dichterische Regungen spürte, von Erlebnissen, Thatfachen nur so stroken. Nach Herrn Felix Zimmermann kurzweg „unser Detl,“ bei dem sich uns das Herz mit fast beängstigendem Schwunge hebt, wenn wir einer der genialen, überirdisch-seltamen Phantastien folgen, die alle in ein weihestimmungsvolles Dunkelblau getaucht zu sein scheinen, während uns dort wieder der drastische Humor (Verbindung von Totentanzphantastik mit Kirchhofshumor) zu einem unmöglich zu unterdrückenden, unanständig lauten Lachen zwingt. Die Gedichte zeigen eine souveräne, scheinbare Nichtachtung der Grammatik, gehen von der Zartheit bis zur wilden Sinnlichkeit. Aber „nur Dichter können und dürfen das niederschreiben. Bei andern ist es Blech.“

Richard Dehmel. Versüßt unter sämtlichen jüngern Dichtern über die durchgängig gleichmäßigste Individualität, ist Dichter tiefgründiger, gluthetßer, wunschbanger Sehnsucht. Er sagt in einem Brief an den Herausgeber über sich selbst: „Ich bin ein Mischling aus germanischem und keltogermanischem Blut. Aus sothanem internationalem Instinkte, hauptsächlich aber wohl aus Liebe, habe ich mich mit einer Jüdin verheiratet und bis jetzt zwei Kinder mit ihr gezeugt. Vorher hatte ich auf Deutschlands hohen Schulen, ziemlich sämtlichen (!), nach faustischem Rezept und mit demselben Erfolge Naturwissenschaften, Nationalökonomie, Philosophie und »leider auch Theologie« studirt. . . . Im übrigen bin ich konfessionslos, desgleichen meine Frau und Kinder.“ Muß, da man in Deutschland vom Dichten nicht leben kann, Lohnsklavendienste leisten, die eigentlich „eine Sünde gegen den heiligen Geist der Zukunft“ sind.

Willy Pastor. Übertrifft an gesunder Befruchtungsfähigkeit ganze Stöße Unterhaltungsbücher. Vollblutpoet.

Ludwig Scharf. Vollblutnatur.

Graf Emerich von Stadion. Einer unsrer hervorragendsten Lyriker der Gegenwart. Ein echter und in seiner Art einzig dastehender Dichter und Märtyrer.

G. Conrad. Bereitet durch seine dramatische Bearbeitung von Tassos Tod einen hochgeistigen Genuß. Geniales Werk. Vollendet im schönsten Sinne, was Goethes Tasso begann.

M. G. Conrad. Sein Roman „Die Beichte des Narren“ ist nach Herrn Heinrich Stümcke ein psychologisch-psychiatrisches Intermezzo. Macht bald nadelscharfe, bald keulenschlagwuchtige Angriffe auf die Schlammbeißermoral, das Prozen- und Philistertum. Ist für Leute, die mit Nietzsche zu reden (!) zu lesen verstehen.

Benno Rüttenauer. Hervorragender Satiriker, Meister echten deutschen Humors. Beim Lesen der Gedichte wurden dem Kritiker, Herrn Georg von Borry in Hamburg, „thatsächlich vom Lachen die Wimpern feucht.“

Clara Forstenheim. Ihre Gedichte sind nach Herrn Anton Lindner mehr hysterisch-menschlich, als dichterisch-gefühl und gesehen.

Wilhelm Walloth. Zwei Novellen mit dem Titel: „Es fiel ein Reif...!“ und mit den Untertiteln: Natalie! — Louise! Man beachte die Ausrufezeichen des Verfassers. Sie kennzeichnen nach Herrn Carl Busse die halb visionäre, explosive, hypernervöse und überhitzte Schaffensart des Dichters.

Carl Busse. Hervorragendes Genie. Seine Gedichte sind in blanke Strophen gegoffener Sonnenschein. Man darf nicht so grausam sein, eine solche sonnenstaubvergoldete Duftblüte mit der kritischen Forscherpincette zu zer-zupfen. Spricht von „silberroten Mondeswellen,“ was nach Herrn Felix Zimmermann eine besondere Feinheit ist. Denn sich scheinbar ausschließende Farben stoßen auf einander, silberrot, und regen die nervenmolekulare Thätigkeit zur intensivsten Vorstellungskraft an. Kein Quietscher auf der bekannten Decadencenernguitarre, sondern gesund, warmfönnlich. Seine Sprache gertenbiegsam, seine Schilderung von fast kigelndem Duft.

Soweit mein Exzerpt, dem ich nur wenig hinzuzufügen habe. Als ich es fertig hatte, da war auch meine Sonntagslaune, meine Cigarre, mein Kaffee, meine Geduld, da war — ich schäme mich nicht, es zu gestehen — mein Durchschnittsverständnis zu Ende. Ich hatte nur noch die Kraft, Kürschners neuesten Litteraturkalender vom Bücherbret herunterzuholen und nachzuschlagen. Und dann schämte ich mich. Mein erster Geburtstag liegt schon um so und soviel Jahrzehnte zurück, mein erstes Buch muß ich noch schreiben. Wie anders meine kritischen Führer an diesem schönen Sonntagnachmittag! Heinrich Stümcke, Kandidat der Philosophie, ist nach Kürschner Verfasser von vier Schriften und wird am 7. Juni zweiundzwanzig Jahre alt. Franziskus Hähnel, auffallenderweise fast dreißig Jahre, hat acht Kinder seines Geistes aufzuweisen. Felix Zimmermann und Anton Lindner freuen sich noch auf ihren kommenden zwanzigsten Geburtstag; freilich haben beide vorläufig so wenig wie ich ein Buch geschrieben, aber sie entscheiden schon, wer die besten schreibe, und das habe ich mit neunzehn Jahren doch noch nicht vermocht. Und ach, diese jugendlichen, überaus jugendlichen Geister — wie sicher wissen sie ihre Sache zu sagen, wie frei von jeder ängstlichen Rücksicht auf Geschmack und Stil und ähnliche Kleinigkeiten, mit welcher „souveränen Nichtachtung der Grammatik!“

Wie stand ich dagegen da vor diesen Kindern der Gegenwart! Mir fiel nur ein Trost ein, und mit diesem schloß in echter Herdenphilosophie mein Erlebnis — ich sprach mit den Worten des Herrn Felix Zimmermann: „Nur Vollblutnaturen können und dürfen derartiges niederschreiben. Bei andern ist es Blech und zwingt zu einem unmöglich zu unterdrückenden, unanständig lauten Lachen.“



Bilder aus dem Westen

Von E. Below

9. Beim Verschollnen

(Schluß)



elche Überraschung, in diesem Waldwinkel, in dieser Hütte, in dieser ärmlichen Kleidung einen Mann der Wissenschaft zu finden! Daß ich einen denkenden Mann, einen charaktervollen Menschen vor mir hatte, der sich seines Wertes bewußt war, das war mir schon vorher klar geworden.

Wenn es Ihnen hier in Amerika nicht glückte, weshalb gingen Sie nicht nach Deutschland zurück, wo gewiß vieles anders und besser geworden ist, und wo Sie, dank Ihren wissenschaftlichen Arbeiten, die Ihnen Bekanntschaften und Hilfe sichern, gewiß bald vorwärts kommen würden? fragte ich im Laufe des Gesprächs weiter.

Ich kenne das, antwortete er. Ich war ein Jahr drüben, nachdem ich hier alles verloren hatte. Ich kam begeistert für das alte Vaterland und müde der amerikanischen Dollarheke wieder in meiner Vaterstadt an. Ich ging nach Berlin und staunte die Polizeiordnung an. Außerst schneidig und patent alles, was ich sah! Ich wurde aber selbst noch mehr angestaunt, als man sah, daß ich nichts als mein volles Herz und meinen guten Willen zur Arbeit mitgebracht hatte. Die Dollarkisten fehlten. Von da an fehlte auch das Interesse für den aus der neuen Welt in die Heimat zurückgekehrten. Nachdem die erste Empfangsfreundlichkeit vorüber war, hörte ich, was man sich in Deutschland unter Amerika vorstellt: ein Auswandererasyll, die große Verbrecherkolonie von ganz Europa! Ich hatte den Leuten hier in Amerika Deutschland oft als das Muster der Ordnung hingestellt. Jetzt kam ich von Berlin wieder in meine kleine Heimatstadt und sah, daß, wo die Polizeiordnung der Prunk- und Musterstadt Berlin aufhört, alles noch mehr im Argen liegt als anderswo. Überall Stillstand oder doch nur so langsamer Fortschritt, daß es in meinem Vaterstädtchen alles gerade noch so aussah, wie es vor dreihundert Jahren

Grenzboten I 1894

76